

Ildikó von Kürthy

ES WIRD ZEIT ROMAN





«Es gibt keine falsche Hoffnung.»

*Ildikó von Kürthy über den
Unernst des Lebens, über Freundschaft, Tod,
Glück und ein großes Versprechen.*

Frau von Kürthy, mit «Mondscheintarif» haben Sie vor 20 Jahren einen Roman geschrieben, der in einem Satz zusammengefasst werden kann: Sie wartet auf seinen Anruf. In Ihrem neuen Roman dagegen geht es um Lebenslügen, Krankheit, Abschied und Tod. Sind Sie nach der Auseinandersetzung mit Liebeskummer und Fettreduktion endlich bei den großen Themen des Lebens angelangt?

Die Themen des Lebens sind immer groß. Sie ändern sich bloß im Laufe der Zeit. Früher warteten wir auf Anrufe, heute auf Untersuchungsergebnisse. Mit 30 war das Aufbrechen wichtiger als das Ankommen. Wir hatten noch endlos Zeit und kein Kleid für eine Beerdigung. Ich bin jetzt 51, und in meinem Freundinnenkreis findet sich keine Frau, die nicht unmittelbar von dem Thema Verlust und

Vergänglichkeit betroffen ist. Eltern werden alt und sterben, Kinder gehen aus dem Haus, Freunde kommen vom Arzt zurück mit lebensbedrohlichen Diagnosen. Ich habe immer über das geschrieben, wovon ich umgeben bin. Und jetzt sind das erwachsene, lustige und sehr kluge Frauen, die Bilanz ziehen, die von Menschen und Vorstellungen Abschied nehmen müssen und sich auf die Suche nach einer neuen Idee für ihr Leben machen. Keine von uns ist mehr bereit, Zeit mit Nebensächlichkeiten oder Idioten zu verschwenden. Was nicht heißt, dass wir nicht doch ab und zu wieder auf einen Anruf warten, den Bauch einziehen oder unseren Friseur umbringen möchten. Zum Glück. Man kann ja nicht rund um die Uhr erwachsen sein.

Das klingt so, als gäbe es in Ihrem neuen Roman nicht besonders viel zu lachen. Haben Sie das Fach gewechselt?

Im Gegenteil. «Es wird Zeit» ist mein lustigster Roman – und mein traurigster. Die größte und wärmste Komik entsteht dann, wenn sie Hand in Hand geht mit Verzweiflung und Angst. Meine Romanheldin Judith kehrt nach 30 Jahren mit der Urne ihrer Mutter auf dem Beifahrersitz in ihre Heimat zurück. Dort trifft sie auf ihre schwerkranke



Jugendfreundin und auf die Lebenslüge, an der ihre Freundschaft damals zerbrochen ist.

Das klingt nicht nach Leichtigkeit, Ironie und Lebenslust.

Der Eindruck täuscht. Die beiden Freundinnen erleben großartige, intensive und sehr, sehr lustige Momente – unter anderem auf dem Friedhof, bei der Chemotherapie und dem Versuch, ein Kanu mit Mist zu füllen – und zwar nicht trotz, sondern wegen Annes Krankheit und ihrer Angst vor dem Tod. Die Frauen weinen und lachen zusammen und erinnern sich immer wieder daran, dass man sich nicht zu früh freuen kann. Nur zu spät.

Sie haben für «Es wird Zeit» auch auf einer Krebsstation recherchiert.

Ich habe eine Freundin zwei Tage lang bei ihren Untersuchungen begleitet. Das war aufwühlend – und wir hatten einen Mordsspaß. Von dem Gebiss, das jemand in der Röntgen-Umkleide hatte liegen lassen, bis zu dem Moment, als wir uns entschlossen, abends, sozusagen im Schlafanzug, von der Station abzuhausen und ein Musical zu besuchen.

In Ihrem Roman spielt das Thema Heimat eine große Rolle. Was bedeutet Heimat für jemanden, der im Rheinland aufgewachsen ist und seit 25 Jahren in Hamburg lebt?

Ich wurde in Aachen geboren und liebe das Rheinland. In der Karnevalszeit überkommt mich ein schier unerträgliches Heimweh. Die Frage nach meiner Herkunft und meinen Wurzeln ist eine, die mich immer mehr beschäftigt. Vergangenen Sommer habe ich nach 30 Jahren zum ersten Mal einen Tag und eine Nacht in meinem Elternhaus verbracht. Meine Mutter und mein Vater sind lange tot, längst sind dort andere Kinder groß und flügge geworden, trotzdem war diese Zeitreise einzigartig. «Es wird Zeit» ist auch ein Heimatroman: Zwei Frauen kehren zurück und stellen fest, dass Heimkehr dabei helfen kann, neu aufzubrechen und neu anzufangen.

Was haben Sie beim Schreiben Ihres Romans gelernt?

Es gibt keine falsche Hoffnung. Ich sollte das Sorgenmachen auf den Zeitpunkt verschieben, wenn ich wirklich Grund zur Sorge habe. Ich habe «Es wird Zeit» meiner Freundin Jutta gewidmet, die laut Statistik schon lange nicht mehr leben dürfte. Zahlen interessieren sie aber nicht. Sie lebt, sie lacht, sie tanzt und ist so glücklich wie nie zuvor. Sie hat mir fest versprochen, dass sie bei Erscheinen des Buches am Leben sein wird. Noch nie hat

mir jemand so viel Hoffnung und Mut gemacht wie sie.

Die Quintessenz von «Es wird Zeit»?

Nichts geht verloren, nichts bleibt, wie es ist. Hab Angst, aber tu es trotzdem. Es wird Zeit für etwas Neues. Es ist klüger, mit einem Wunder zu rechnen, statt mit dem Schlimmsten. Kind, komm nach Hause.



A close-up portrait of a woman with dark, wavy hair and light blue eyes. She is looking slightly upwards and to the left. She is wearing a light pink button-down shirt under a grey cardigan. Her right hand is visible, touching her hair on the right side. A light blue, torn-edge paper graphic is positioned in the lower right area of the image, containing text.

ILDIKÓ VON KÜRTHY

ist freie Journalistin und lebt in Hamburg. Ihre Bestseller wurden mehr als fast acht Millionen Mal gekauft und in 21 Sprachen übersetzt. Ihr Roman «Mondscheintarif» wurde fürs Kino verfilmt.



Die Beerdigung meiner Mutter war ein voller Reinfall.

Der Sex mit Heiko ebenfalls. Beide Zeremonien konnten nicht, wie geplant, vollzogen werden.

Das Grab war noch besetzt. Heiko auch. Dafür war ich sehr unerwartet einem Namen aus meiner Jugend wiederbegegnet, der für Szenen sorgen sollte, wie sie sich so auf dem Friedhof unserer Gemeinde garantiert noch nie abgespielt hatten.

Es scheint, als habe sich die für mein Schicksal zuständige himmlische Abteilung vertan und aus Versehen sämtliche für die nächsten paar Jahre eingeplanten Katastrophen auf dieses eine Wochenende gelegt. Man hatte mich völlig überbucht.

Ich traf den Bestatter um kurz vor zehn in der Aussegnungshalle. Die Urne stand auf einem kleinen Tischchen, das mit einem schwarzen Samt-Tuch verhüllt war und zudem fast gänzlich durch ein wagenradgroßes Gebinde aus weißen Lilien und roten Rosen verdeckt wurde. Ich brauchte den Text auf der dunkelblauen Schleife gar nicht zu lesen, mir war auch so völlig klar, dass hier mein alter

Freund Erdal und seine Mutter Renate Küppers-Gökmen ihrem Geschmack freien Lauf gelassen hatten.

Mein eigener Strauß und der Kranz von Anne wirkten recht mickrig neben dem Küppers'schen Blumenmonument. Ich musste lächeln. Erdal nahm sich immer so wichtig. Man hätte das geschmacklos finden können, aber ich fand es tröstlich, weil es mir so vertraut war.

«Du meine Güte», sagte Anne, die lautlos neben mich getreten war und indigniert auf Erdals Gebinde blickte.

«Können wir anfangen?», fragte der Bestatter, der es erkennbar eilig hatte. Sein Kollege, der bereits am Freitag das Grab für meine Mutter ausgehoben und vorbereitet habe, sei im Urlaub, ein anderer sei krank geworden und im Betrieb gehe es drunter und drüber.

«Familie Küppers müsste jeden Moment hier sein. Wir können ja schon mal langsam in Richtung Grab loslaufen», sagte ich und nickte dem Bestatter ermutigend zu. Der griff sich die Urne meiner Mutter und ging uns gemessenen Schrittes voran.

Sein schlecht sitzender Anzug passte nicht so recht zu seinem getragenen Gang.

«Nur damit du es weißt, ich will keine Blumen auf meinem Grab», flüsterte Anne mir zu. «Was für eine Verschwendung. Stell lieber ein Sparschwein neben meinen Sarg, da kann dann jeder was für *Brot für die Welt* spenden.»

«Keine Blumen? Dann komme ich nicht», sagte ich und wir kicherten unterdrückt wie Sextanerinnen in der letzten

Bank, die sich im Matheunterricht Zettelchen zustecken.

«Kinder, wartet!», dröhnte plötzlich eine rauchige Frauenstimme über den Friedhof, gerade als ich die Kontrolle zu verlieren und in hemmungsloses Gelächter auszubrechen drohte. «Judith, meine Liebe, ich hoffe, wir sind nicht zu spät, das würde ich mir nie verzeihen! Erdal, mach mir mal das Gestrüpp vom Rad ab!»

Familie Küppers war eingetroffen.

Renate bahnte sich, allen voran, mit ihrem Gehwagen einen Weg zwischen den Gräbern hindurch, was nicht so einfach war, weil sich eines der Räder in der Schleife eines verblühten Kranzes verheddert hatte. Erdal und die beiden Kinder knieten um den Rollator und versuchten, Renate zu befreien.

Mit Schrecken sah ich erst jetzt, dass Joseph sein Saxophon und Hans seine Blockflöte mitgebracht hatte. Dass die Adoptivsöhne von Erdal und Karsten sich durch auffallende musikalische Begabung auszeichneten, wäre mir neu gewesen.

«Judith, mein Liebchen, lass dich umarmen!», rief Erdal und kam auf mich zugestürmt. «Du musst jetzt stark sein. Die eigene Mutter zu verlieren ist so entsetzlich schwer. Jetzt ist deine Kindheit endgültig vorbei. Du weißt, dass du immer auf mich zählen kannst», brachte er noch mit erstickter Stimme hervor, bevor er sich weinend in meine Arme warf.

«Können wir dann weitermachen?», fragte der Bestatter.

«Junger Mann, das ist eine Beerdigung und kein Formel-Eins-Rennen», rührte Renate Küppers-Gökmen und drückte nun ihrerseits erst mich und dann Anne an ihren mächtigen Busen.

«Meine Söhne haben da was vorbereitet», sagte Erdal zu dem Bestatter. «Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn die Jungs hinter Ihnen und der Urne herschreiten und etwas spielen würden?»

Der Bestatter schüttelte resigniert den Kopf. Hans und Joseph machten sich bereit. Erdal und Renate weinten, Anne grinste und Karsten flüsterte uns entschuldigend zu, dies sei das einzige Lied, das die Kinder einigermaßen fehlerfrei spielen könnten.

Und so setzten wir uns zu den Klängen von *What shall we do with the drunken sailor?* wieder in Bewegung.

Ich war gerührt, eigentlich nahezu glücklich, wie ich so im Kreise meiner Lieben über den spätsommerlichen Friedhof schritt. Ich hatte meine Mutter verloren, aber meine Freundin zurückbekommen. Und ich spürte eine neue Art von Zuversicht und Entschlossenheit in mir. Ich hakte



mich bei Anne ein und bemerkte, wie sie langsam unruhig wurde.

«Wo ist denn das Grab deiner Mutter?», fragte sie.

«Keine Ahnung. Parzelle vier glaube ich. Da ist praktischerweise gerade eins frei geworden.»

«Es ist nur, mir kommt das alles so bekannt vor, ich glaube ...»

Der Bestatter blieb abrupt stehen und sagte «Scheiße».

«Lauter, bittel!», rief von hinten Renate. «Was hat der Mann gesagt? Ist das der Pfarrer?»

«Da ist was schiefgelaufen», sagte der Bestatter. «Ich frag mich nur, warum mich mein Kollege nicht angerufen hat. Das Grab ist nicht frei.»

Das Grab ist nicht frei? Ich schob mich an dem Bestatter und den Kindern, die ihr Spiel eingestellt hatten, vorbei. Die Grabstelle war offensichtlich seit Jahren nicht gepflegt worden, alles war von Efeu überwuchert, der Stein halb eingesunken und zur Seite geneigt. Auf dem sichtbaren Teil klebte ein orangeroter Aufkleber «Mindestruhezeit abgelaufen. Angehörige bitte bei der Friedhofsverwaltung melden!»

Ich trat näher und schob eine Efeuranke beiseite, die den Namen des Verstorbenen verdeckte.

Die Welt zitterte.

Anne entfuhr ein schwaches «Oh!».

Karsten seufzte.

«Ich kann mich da nur in aller Form entschuldigen», meldete sich hinter mir der Bestatter bedröppelt. «Wir müssen einen neuen Termin ausmachen – aber heute erreiche ich beim Amt sicher keinen mehr.»

Sie sei ja schon auf vielen Beerdigungen gewesen, rief Renate, aber so was habe sie noch nie erlebt, noch nie, da sei jetzt wirklich eine Entschädigung, mindestens aber die Erstattung der Anfahrtskosten fällig.

Erdal fragte: «Wer liegt denn da?»

Wir standen vor dem Grab von Michael. Meine Vergangenheit hatte mich eingeholt.

Am Abend nach dem Friedhofsfiasko thront die Urne meiner Mutter wieder auf der Anrichte. Ich schlage das Tagebuch auf und rieche den vertrauten, liebgewonnenen Duft alten Papiers. Auf diesen wenigen Seiten steht meine ganze Schuld geschrieben und das Geheimnis, mit dem ich seit zwanzig Jahren lebe.

Meine Schrift hat sich kaum verändert, es ist die Schönschrift eines braven Mädchens, das sich nur bei einigen Großbuchstaben manchmal traut, über die Stränge zu schlagen und ausufernd über die Linien hinwegzuschreiben. Ich halte mich gern an Vorgaben, an Rechenkästchen, Kochrezepte, Noten und Verkehrsregeln. Schon seit jeher wusste ich nichts mit Blanko-Heften und Autobahnstrecken ohne Geschwindigkeitsbegrenzung anzufangen.

Nur beim Schreiben habe ich mich – auch wenn ich mich

stets zwischen den Linien bewegt habe – frei und gleichzeitig sicher gefühlt, mutig und wie eine bessere Version meiner selbst.

Ich blättere vor bis zum letzten Eintrag, vom Sonntag, den 22. August 1999. Das war mein Abschied gewesen von dem Leben, so wie ich es kannte, und auch von dem Leben, wie ich es mir erträumt hatte.

Den letzten Satz, das weiß ich noch, hatte ich damals in Eile geschrieben:

Es wird Zeit.

Warum nicht da weitermachen, wo ich aufgehört habe? Den Faden wieder aufnehmen und die Geschichte zu Ende bringen?

Es wird Zeit.

«Warum bist du ausgerechnet hierher zurückgekommen?»

Anne zuckt mit den Schultern. «Keine Ahnung. Irgendeine Art von Heimweh wahrscheinlich. Man bleibt ja immer Kind, und wenn es ganz schlimm kommt, dann will man eben nach Hause.»

Mir fällt dazu nichts Intelligentes ein.

Also sage ich was Unintelligentes.

«In jedem Ende steckt auch ein neuer Anfang.»

Die Tannen rauschen im Nachtwind, als wollten sie mir freundlich zustimmen. Sie waren immer schon da, rund um die Uhr, Jahr um Jahr, bei jedem Wetter. Die Leibwächter



meiner Kindheit.
Unserer Kindheit.

Anne und ich haben diesen Garten geliebt. Er war für uns die perfekte Mischung aus Sicherheit und Abenteuer.

Wir waren frei, wir waren mutig, wir waren Indianer oder

ausgerissene Waisenkinder, wir haben Regenwürmer gegessen – und wenn es bei uns zu Hause Pfannkuchen gab, konnten wir es bis in die Büsche am äußersten Rand des Grundstücks riechen.

Anne war immer mutiger und stärker als ich. Ich bin dann doch eher der Komfortzonentyp geblieben, dem die Welt hinter den Tannen nach wie vor Furcht einflößt.

Wann sind Tannen eigentlich erwachsen?

Diese jedenfalls sind in den letzten dreißig Jahren nicht mehr größer geworden. An der einen oder anderen Stelle sind sie etwas schütter, sie wirken insgesamt ein wenig gebrechlich. Noch nicht alt. Aber älter. So wie ich.

Schleichend macht sich das herannahende Alter bemerkbar. Alternative Heilmethoden und Pilates beginnen in deinem Leben eine Rolle zu spielen, du wiegst deinen

schrumpeligen Beckenboden auf gigantischen Gummibällen hin und her und bearbeitest mit Faszienrollen das, was früher mal dein Bindegewebe war.

Wir werden schrullig, der Rücken wird nicht mehr besser, und lange, einzelne Haare wachsen uns aus dem Gesicht. Meine Hobbys sind Nahrungsergänzungsmittel, Vorsorgetermine, Anti-Aging-Produkte und Detox-Säfte. Keine meiner Freundinnen verweist mehr ohne ihr eigenes Kopfkissen. Was mich aber wirklich stört am Älterwerden, das sind die älter werdenden Männer. Diese unreformierten, horstseehoferartigen Wesen mit Haarbüscheln in den lappigen Ohren. Typen, die sich immer als Oberhäupter von Staaten, Familien, Ehen oder Gemüsebeeten aufspielen müssen, und, wie viele Bereiche des Lebens, die Sache mit dem Älterwerden durch radikales Verdrängen, rustikales Zähne-Zusammenbeißen oder energische Neuverpartnerung mit Frauen angehen, die ihre Enkelinnen sein könnten.

Ich habe nichts gegen jüngere Männer, aber bei der letzten Fußball-Weltmeisterschaft wurde mir schmerzlich bewusst, dass ich für die meisten Spieler inzwischen mütterliche Gefühle hege und mich, wenn sich einer bei nasskalten zwölf Grad nach dem Spiel das Trikot vom Leib reißt, Sorge, er könne sich womöglich erkälten.

Wie leidenschaftlich habe ich dagegen Hansi Müller geliebt. Auch Pierre Littbarski hat mir immer sehr viel bedeutet. Die letzten Spieler, die bei mir begehrrliche Gefühle auslösten, waren Jens Lehmann und Zinédine Zidane.

Ganz nebenbei zeigt sich an diesen beiden Objekten meiner Begierde eindrucksvoll meine sexuelle und emotionale Orientierungslosigkeit: der eine ein kultivierter, besonnener Typ für gemütliche Fernsehabende, mit dem man auf der Stelle einige wohlgeratene Kinder zeugen und in eine sonnendurchflutete Villa am Starnberger See ziehen möchte.

Der andere ein temperamentvoller, zügelloser Mann mit Rückenbehaarung, der Ohren abbeißt, Herzen bricht, nach dem Sex nicht kuschelt, sondern ein Bier aufmacht und insgesamt so aussieht wie der unwiderstehliche Wilde aus den Serien, die man mit dem Herrn Lehmann gerne anschauen würde.

Die meisten von uns werden Frau Lehmanns. Oft genug jedoch ohne Villa. Und dagegen ist auch nichts zu sagen, weil dieser Typ Mann für unsere mitteleuropäischen, gemäßigten Gemüter ausgesprochen gut geeignet ist. Wir wollen uns sicher fühlen und Beziehungen führen, die bekömmlich sind und unsere Herzkranzgefäße nicht unnötig belasten.

Wer hält das schon auf Dauer aus mit diesen Wilden? Lehmann ist das Feierabend-Bier. Zidane der Magic Mushroom.

Aber wehe es kommt zur Unzeit ein magischer Pilz um die Ecke. Zum Beispiel, wenn die Wechseljahre drohen, der Lehmann auf dem heimischen Sofa langsam zu müffeln anfängt, die Kinder aus dem Haus sind und die Ersten im Freundeskreis mit bedrohlich klingenden Befunden von

den Vorsorgeuntersuchungen nach Hause kommen. Dann spielen die Wechseljahrshormone verrückt, und es kann zu ausgesprochen gefährlichen Komplikationen kommen.

Ich bin froh, dass ich meine Ehe nie wirklich riskiert habe. Ich brauche den sicheren Hafen. Ich habe Rückenschmerzen, Birkenpollenallergie, zwei wurzelbehandelte Zähne und entsetzliche Angst, allein zu sein, wenn es anfängt, wirklich bergab zu gehen. Ich nehme meinem Mann nicht übel, dass ich ihn nicht mehr liebe. Das wäre kleinlich und ungerecht. Keiner kann etwas dafür. Es ist die Zeit, die aus jeder stürmischen Liebe eine windstille Partnerschaft macht. Zum Glück. Sturm ist auf Dauer ja kein Wetter, mit dem sich gut leben lässt.

Ein paar Sterne funkeln am Himmel, und die Tannen wiegen sich bedächtig im sommerwarmen Wind. Lieber keine falsche Bewegung in dem Alter. Ich kenne das. Senioren-Schunkeln.

Anne und ich sitzen auf der kleinen Terrasse meines Elternhauses. Die Steine sind von vielen Nachtfrösten aufgesprungen wie klaffende Wunden, die niemand rechtzeitig versorgt hat. Mein Stuhl wackelt, ebenso der Gartentisch und die Stimmung zwischen uns.

Unsere alte Vertrautheit steht zwischen uns. Irgendwann, das wissen wir beide, müssen wir darüber reden. Irgendwann wird sein Name fallen, und sie wird mich fragen, warum ich sie damals alleingelassen habe.

Mir graut vor diesem Moment so ungeheuerlich, dass

mein ganzer Körper innerlich verkrampft und ich mir vorkomme wie eine Gebärende, die auf die nächste Wehe wartet. Der Schmerz rollt auf uns beide zu, und ich kann nichts tun, um ihn zu verhindern. Es gibt keine PDA gegen Erinnerungen.

Anne schaut mich an, ein schwer zu deutendes Lächeln auf den Lippen. «Jedem Abschied wohnt ein Zauber inne. Schon klar. Das hat auch an meinem Kühlschrank gehangen, als ich sechzehn war. Aber manchmal ist das Ende auch einfach nur das Ende.»

Sie fährt sich gedankenverloren mit einer mir urvertrauten Geste durch ihre grauen Haare, so als wären sie noch so lang wie einst.

«Die Frisur steht dir.»

«Findest du?», fragt sie lächelnd und zieht sich mit einer zärtlichen Routine die Perücke vom Kopf. So, wie wenn man seinen alt gewordenen Hund beim Fernsehen streichelt.

Sie hatte ausgesehen wie ein Vogelküken. Graue Flauminseln auf dem Kopf. Ihre Augen darunter dunkel und riesig, zwei schwarze Seen in karger Landschaft. Gelächelt hatte sie und mich um Verzeihung gebeten, dass sie mich so erschreckt habe.

«Ich wusste nicht, wie ich es dir sagen soll», hatte sie gesagt und ihren kahlen Schädel zurückgelehnt, der in der sternenklaren Nacht sanft schimmerte wie ein Solar-Lampion, der über Tag nicht genug Sonne bekommen hat.

Dann hatte sie mir von der Diagnose erzählt, von der

Operation, den ersten Chemos und der Übelkeit, die sie wie eine Freundin begrüßt hatte. «Immer wenn mir schlecht ist, nehme ich das als Zeichen, dass die Chemo wirkt. Ich versuche mir dann vorzustellen, wie das Gift in meinem Körper aufräumt, und wie eine übereifrige Putzfrau mit scharfen Mitteln durch meine Zellen feudelt. Es ist total wichtig, dass man die Angst im Griff behält. Angst macht schwach. Angst macht krank. Die innere Einstellung ist bei Krebs unheimlich wichtig. Und ich will wenigstens nicht selbst schuld daran sein, wenn ich das hier nicht überlebe. Wer denkt, er schafft es nicht, der schafft es nicht.»

Ich hatte genickt und nicht gewusst, ob ich Anne bewundern oder mich vor ihr erschrecken sollte. Ich hatte beides getan. So viel Mut. Ist das noch normal? Ein Albtraum wird wahr, und was tut Anne? Sie verbietet sich, Angst zu haben, und erzieht sich selbst mit Strenge und Ehrgeiz, jetzt, wo ihr Vater das nicht mehr für sie erledigen kann.

Für oder gegen etwas hat Anne immer gekämpft. Für gute Noten, für ein Stipendium, gegen den Liebeskummer, gegen die Erkältung. Und jetzt gegen den Krebs.

Während ich mich bereits mit einer leicht erhöhten Temperatur von etwas über 37 Grad vom Unterricht befreien und von meiner Mutter mit Tee und Keksen pflegen ließ, galt in Annes Elternhaus alles unter 39,7 nicht als Grund, der Schule oder dem Sport fernzubleiben.

Ich war gerne krank, und ich habe mich sämtlichen Formen des Leidens stets willig und ohne Gegenwehr

hingegen. Ich bin ein Waschlappen, ich bin es gern.

Anne ist kein Waschlappen. Der Ehrgeiz, den ihr Vater ihr eingetrichtert hatte, bezog sich auch auf das Ertragen von Schmerzen und Kummer.

«Tumor ist, wenn man trotzdem lacht», hatte Anne gesagt, und mir waren die Tränen gekommen.

«Begleitest du mich morgen zu meiner letzten Chemo? Es ist ein großer Tag. Danach geb ich einen aus.»

Ich hatte genickt, gelächelt und dann vor Angst die ganze Nacht nicht geschlafen.

«Es ist im obersten Stock. 84 Stufen. Schaffst du die?»

«Warum nimmst du nicht den Aufzug?»

«Ich hab doch nur Krebs. Meine Beine funktionieren tadellos.»

«84 Stufen?» Ich atme tief durch. «Ich hasse Treppensteigen.»

«Der Termin ist erst in dreizehn Minuten. Wir können also auf jedem Stockwerk 1,8 Minuten Pause machen.»

«Die werden wir auch brauchen, Anne, du Mathegenie. Also los. Krebs gegen Asthma. Der unaufhaltsame Aufstieg der beiden alten Schachteln kann beginnen.»

«Du bist hier bestens versorgt, falls du unterwegs krank werden oder psychische Probleme bekommen solltest. Im Erdgeschoss sitzen ein Internist und ein Psychiater, im ersten und zweiten Stock ist ein Gastroenterologisches Zentrum, im dritten sind Hautärzte, im vierten gibt es eine orthopädische



Praxis mit Schwerpunkt Rücken, im fünften und sechsten hat ein berühmter Schönheitschirurg seine Beautyklinik, und ganz zum Schluss kommen wir. Onkologie. Der Todestrakt.»

«Du kennst dich hier wirklich verdammt gut aus.»

«Es ist meine neunte Chemo. Das hier ist quasi mein zweites Zuhause», sagt sie lachend auf den ersten Stufen. «Und ich habe nie den Aufzug genommen, egal, wie schwach ich mich gefühlt habe. Mit dem Aufzug fahren nur die, die wirklich krank sind. Ich rede mir ein, solange ich Treppen steigen kann, gehöre ich zu denen, die eine Chance haben. Du wirst ja gleich sehen, was da oben für scheintote Gestalten aus dem Aufzug steigen. Na ja, siebter Stock, da ist man eben schon fast im Himmel.»

«Ich könnte das nicht», sage ich keuchend zu Anne. Wir sind im dritten Stock bei den Hautärzten. «Wo kriegst du nur die Kraft her? Ich hätte längst alle viere von mir gestreckt und den Kampf aufgegeben.»

«Du meinst, wie vor vierzig Jahren bei den Bundesjugendspielen vor der Sprunggrube?»

«Weitsprung bringt einen nicht weiter im Leben, das habe

ich früh erkannt.»

«Dann lieber gar nicht springen?»

«Ich war eben nie so mutig und so optimistisch wie du. Deine Chance, gesund zu werden, liegt bei fünf Prozent. Aber das scheint dir zu reichen.»

«Irgendeiner muss ja zu den fünf Prozent gehören, warum also nicht ich?»

«Genau das meine ich. Ich würde mich wie selbstverständlich auf der Verliererseite sehen. Und damit hätte ich automatisch noch weniger Chancen zu gewinnen. Ich hätte nicht nur Krebs, sondern auch noch die falsche Einstellung, wär also außerdem noch irgendwie selber schuld. Du bist stark, Anne. Du bist kein leichtes Opfer. Bei dir möchte man kein Tumor sein.»

Wir sind oben. Anne macht vor der Praxis halt. Auf dem Schild stehen lediglich die Namen der drei Ärzte. Wer an diese Tür kommt, weiß, warum er hier ist, und muss nicht extra daran erinnert werden.

Wir sind beide außer Atem.

«Du bist die 80 Stufen immer ganz alleine hochgestiegen?»

«84. Ja. Ich habe mich damit abgelenkt, die Stufen zu zählen und mir auf jedem Stockwerk was zu wünschen.»

«Was denn zum Beispiel?»

«Banales Zeug. Was einem so wichtig wird, wenn's nach hinten eng werden könnte. Dass mir die Haare nicht lockig wie Schamhaare nachwachsen. So was kommt vor, und ich hasse doch Locken. Dass an Weihnachten Schnee liegt, dass

ich bald meine Abfindung bekomme und dass meine eigene Beerdigung nicht das Erste ist, was ich davon bezahlen muss, dass meine Mutter mich noch einmal wiedererkennt, bevor eine von uns stirbt. Komm, lass uns reingehen, sonst werde ich noch sentimental.»

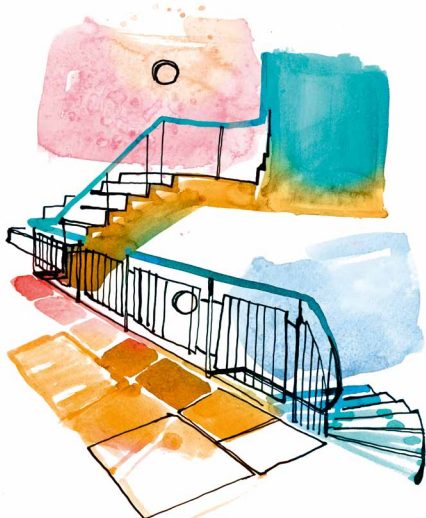
«Was hast du dir heute gewünscht?»

«Nichts. Ich habe zum ersten Mal vergessen, die Stufen zu zählen.»

Karge Räume, vollgestopft mit Schicksal. Ich habe Wartezimmer schon immer gehasst. Die Krankheiten der Leute hängen in der Luft, sie kriechen aus den Tapeten, böse Gespenster, und wachsen aus den pflegeleichten Linoleum-Fußböden wie Schlingpflanzen, die einen ins Verderben ziehen.

Zwei Frauen und ein Mann sitzen mit mir in dem Raum, an dessen Wänden eine Armada von Blumenaquarellen gegen die Ängste der Patienten in Stellung gebracht worden ist.

«Wir machen immer vorher ein paar Routine-Untersuchungen bei Frau Bertram. Wenn wir sie an die



Ich habe zum ersten
Mal vergessen, die Stufen zu zählen.

Chemo angeschlossen haben, sage ich Ihnen Bescheid, dann können Sie sich gerne zu ihr ins Behandlungszimmer setzen», hatte die fröhliche Schwester zu mir gesagt und war mit Anne hinter irgendeiner der vielen Türen verschwunden.

Ich starre auf die Zeitschrift in meinem Schoß, um nicht in die Gesichter der anderen sehen zu müssen. Wer hier sitzt, hat was Schlimmes. Und ohne Krebs bist du wirklich fehl am Platz. Ich schäme mich. Noch nie war ich so glücklich, gesund zu sein.

Ich fliehe in die Welt der Royals. Seit Erdal die Hochzeit von Prinz Harry zusammen mit Frauke Ludowig und der Adelsexpertin der *Gala* live im Fernsehen kommentiert hat, fühle ich mich quasi wie ein Mitglied des britischen Königshauses.

Die *Bunte* argwöhnt, dass sich unter dem locker geschnittenen Sommerkleid von Meghan Markle, der Herzogin von Sussex, womöglich wieder ein Babybäuchlein verbergen könnte. Sosehr ich Prinz Harry als Mann schätze, viel mehr übrigens als seinen langweiligen, pferdegesichtigen Bruder, in solchen Situationen bin ich doch froh, dass ich nicht mit einem potenziellen Thronfolger verheiratet bin. Nicht auszudenken, wie viele Schwangerschaften mir die Klatschpresse angedichtet hätte, bloß weil ich am Abend vor einem bedeutenden Empfang im Kensington Palast mal wieder keine Zurückhaltung geübt, sondern mir mit meinem Prinzgemahl eine doppelte Portion Spaghetti bolognese plus Parmesan, dazu eine halbe Flasche Rotwein

und anschließend eine Tafel Kinderschokolade reingehauen hätte.

Und am nächsten Tag stünde ich dann wie Bud Spencer im Negligé neben meiner perfekten Schwippschwägerin Catherine, der blöden Kuh mit ihrem festgetackerten Lächeln und ihren Oma-Pumps, die abends immer nur gedünstetes Gemüse zu sich nimmt und nach einem halben Glas Wein sofort müde wird.

«Entschuldigung, ist hier frei?»

Ich schrecke hoch, unsanft zurückgeholt vom Kensington Palace in die Onkologie. Ich nicke, und eine adrett gekleidete Frau setzt sich neben mich. Oh Gott, denke ich, die ist doch noch keine vierzig und schon hier. Mir wird das Herz schwerer und schwerer.

Die Dame uns gegenüber, sie mag um die sechzig sein, beugt sich vor und sagt mütterlich: «Sie sind zum ersten Mal hier, oder?» Es wird nicht ganz deutlich, ob sie mich oder meine Nachbarin oder uns beide meint. «Bei mir ist es die Leber. Dritte Chemo, zweiter Zyklus. Und bei Ihnen?»

Ich hoffe, dass die Frau neben mir irgendwas sagt. Was sollte ich antworten? Ich hab Rücken und schlechte Zähne und sehe im Bikini aus wie eine Portion Weißwürste?

«Oh Gott, nein, ich bin nicht krank», antwortet jetzt zum Glück hastig meine Sitznachbarin und beeilt sich gleichzeitig, nach einer Zeitschrift zu greifen. «Ich bin nur hier, weil die Arzthelferin unten in der Beautyklinik es nicht geschafft hat, mir Blut abzunehmen. Jetzt sollen die es hier

versuchen, die kennen sich wohl besser aus mit schwierigen Fällen. Ich hab nämlich unheimlich schlechte Venen.» Sie zuckt entschuldigend die Schultern.

«Das tut mir leid», murmelt die Ältere und lehnt sich mit ablehnendem Gesichtsausdruck wieder an.

Ich will mich gerade der Berichterstattung über die Hollywoodambitionen von Veronika Ferres zuwenden, als die Tür auffliegt und eine der Arzthelferinnen im Laufschrift auf mich zukommt.

Nichts ist so beunruhigend wie beunruhigtes Personal. Wenn Ärzte, Piloten oder Feuerwehrmänner in Aufregung sind, muss die Lage wirklich ernst sein.

Ich spüre, wie meine Halsschlagader zu pulsieren beginnt und die Panik sich bereit macht, in meinem Kopf zu explodieren wie eine überhitzte Propangas-Flasche.

«Würden Sie bitte mal schnell mitkommen? Es ist was passiert.»

Ich folge der Frau in Weiß eilig durch das Labyrinth von weißen Fluren und weißen Türen.

Herzrasen. Keine Luft.

Ich versuche, an Annes Vater zu denken, den alten Tyrannen. «Angst ist dazu da, überwunden zu werden!», höre ich ihn mit schnarrender Stimme rufen. Aber meine Angst war schon immer unüberwindbar. Das Einzige, was ich denken kann, ist: «Noch nicht. Bitte nicht. Bitte, bitte jetzt noch nicht!»

Ich kann nicht viel aushalten, das war schon immer so.

Und sollte das Schicksal mal so richtig zuschlagen, würde ich die Erste sein, die in die Knie geht. Das war mir und allen anderen völlig klar.

Aber als es so weit kam, kam es ganz anders.

Anne lag in einer Ecke des Raumes, zusammengekrümmt, so als hätte sie durch eine der Steckdosen kurz oberhalb der Fußleiste hinaus kriechen wollen. Sie bewegte sich nicht, ihr linker Arm ragte seltsam nackt unter ihrem Körper hervor, und hellrotes Blut sickerte gemächlich, als hätte es alle Zeit der Welt, über Annes Hand, wo es sich irgendwo zwischen ihren Fingern verlor.

«Ist sie tot? Was ist passiert?», fragte jemand. Das war wohl ich.

«Nein, sie ist nicht tot. Frau Bertram war auf einmal völlig außer sich, als wir mit der Chemo beginnen wollten. Sie hat sich den Zugang aus dem Arm gerissen und um sich geschlagen. Das erleben wir leider ab und zu. Irgendwann ist es dann doch alles zu viel. Ihre Freundin war bisher unheimlich stark. Vielleicht können Sie ihr ja helfen. Ich lasse Sie jetzt mal einen Moment mit ihr allein.»

Ich ging die wenigen Schritte in Annes Ecke, und ab da war nichts mehr so, wie es vorher gewesen war.

Fünzig Lebensjahre, drei Todesfälle, eine Ehe, drei Kinder, 84 Stufen. Letztlich hatte es nur diese letzten vier Meter gebraucht, um aus mir einen mutigeren Menschen zu machen.

Ich setzte mich neben Anne auf den Boden und lehnte

mich an die Wand. Ich konnte mich nicht erinnern, dass ich Anne jemals hatte weinen sehen. Vor Zorn vielleicht mal oder wenn sie sich ungerecht behandelt gefühlt hatte. Anne hatte nur selten ihren Kummer gezeigt und schon gar nicht nach Trost gesucht. Selbst ihren geliebten Wellensittich Kasimir,



der eines Tages kommentarlos tot von der Stange gefallen war, hatte sie mit starrer Miene beerdigt, während ich meinem Schmerz und meinem Hadern mit dem Schicksal – Kasimir war für mich wie ein Bruder gewesen – freien Lauf gelassen hatte.

Ich bin eine Tränen-Fachkraft. Anne hingegen mangelt es womöglich an Talent, mindestens aber an Erfahrung.

Und was da jetzt auf dem hellgrauen Linoleumboden der Praxis aus den Tiefen ihrer Seele hervorkroch, war auch kein Weinen. Es war ein vorsichtiges Wimmern, ungenlenk und zittrig wie die ersten Schritte eines neugeborenen Fohlens im frischen Heu.

Mein Herzschlag beruhigte sich, ich konnte wieder atmen und entschied mich, nach kurzem Zögern, die Aufgabe anzunehmen, die ich an Annes Seite, oder vielmehr in ihrem Schatten noch nie gehabt hatte: stark zu sein. Ich schätze,

das kostete mich ebenso viel Kraft, wie es sie gekostet hatte, schwach zu sein.

Ich erinnerte mich an meinen Vater, der nach seinem Schlaganfall noch drei Monate lang von meiner Mutter zu Hause gepflegt worden war, ehe er im Aachener Klinikum an einer Lungenentzündung starb.

Es war mir schier unmöglich gewesen, zu akzeptieren, dass der Mann, der mich auf seinen Schultern trug, mir ein Baumhaus baute und nahezu jede Frage, die ich ihm im Laufe meines Lebens gestellt hatte, beantworten konnte, jetzt dieses elende Häuflein Mensch sein sollte. Seine Krankheit hatte aus uns zwei Fremde gemacht, weil wir beide nicht loslassen konnten, was wir einmal füreinander waren: Vater und Tochter.

Er ließ sich nicht von mir füttern und nicht die wenigen Haare kämmen. Ich durfte ihm nicht den verkrampften Rücken massieren, ja nicht einmal vorlesen. Er hasste es, dass ich ihn so schwach sah. Und ich hasste es, ihn schwach zu sehen. Erst als er schon im Koma auf der Intensivstation lag und sich nicht mehr wehren konnte, hatte ich mich getraut, seine Hand zu nehmen und ihm über den Kopf zu streichen. Es war ja ein Leben lang umgekehrt gewesen. Es hatte mich geschüttelt vor Schmerz.

Doch auch den Tod, die, wenn man so will, ultimative Form der Schwäche, konnte mein Vater nicht zulassen, solange seine Tochter dabei war.

Väter sterben nicht.

Ich hatte zusammen mit meiner Mutter Stunde um Stunde an seinem Bett gegessen. Bei jeder längeren Atempause hatte ich gebangt und gehofft, dass es endlich vorbei sei. Doch immer wieder hatte sich mein Vater mit einem tiefen, rasselnden, wütenden Atemzug zurück ins Leben gekämpft. Er war schließlich gestorben, so schnell er konnte, als ich auf dem Klo war.

Das war vor 25 Jahren. Ich war keine Tochter mehr. Und ich würde denselben Fehler nicht noch einmal machen.

Ich legte meine Hand auf Annes Kopf, so, wie ich es unzählige Male bei meinen Söhnen getan hatte, wenn sie, von Albträumen geplagt nachts aufgewacht waren und im ängstlichen Halbschlaf nur die Gewissheit gebraucht hatten, nicht alleine zu sein.

«Ich bin ja bei dir», sagte ich, und das reichte.

Anne legte ihren Kopf in meinen Schoß und weinte so bitterlich, als hätte sie ihr Leben lang nichts anderes getan.

«Ich hab dich angelogen», sagte sie schließlich, und ich drückte ihr einen Wattebausch in die Armbeuge, wo noch immer etwas Blut aus der lädierten Vene sickerte.

«Wie, angelogen?»

«Ich bin nicht mutig. Ich habe panische Angst. Jede Nacht liege ich wach. Mein Körper kommt mir vor, als wäre in ihn eingebrochen worden. Da wohnt etwas Böses in mir, und ich fühle mich in mir selbst nicht mehr zu Hause. Ständig lauere ich auf jedes Ziepen, jedes Unwohlsein, und beim kleinsten

Magenschmerz denke ich, dass der Krebs zurückgekommen ist. Mit 95-prozentiger Wahrscheinlichkeit werde ich in zwei Jahren tot sein, eher früher. Ich bin manchmal kurz davor, aufzugeben. Ich mag nicht mehr kämpfen.»

«Das musst du auch nicht.»

«Doch, das muss ich. Wer nicht kämpft, hat schon verloren.»

«Sagt wer?»

«Mein Vater, die Ärzte, alle. In jedem Scheiß-Krebsforum steht, dass man die Hoffnung nicht aufgeben darf. Angst macht schwach. Es kommt auf die Einstellung an. Wenn die nicht positiv ist, kannst du es gleich vergessen.»

«Das ist doch völliger Blödsinn. Lass dir das von einem professionellen Angsthasen gesagt sein. Ich habe seit meiner Geburt die falsche Einstellung zum Leben und bin immer noch nicht tot.»

Anne lachte bitter auf. «Mein Leben ist so gut wie vorbei. Für mich ist alles zu spät. Begreifst du das denn nicht? Ich kaufe keine Vorratspackung Waschmittel mehr, und ich würde keine Blumen pflanzen, die erst im nächsten Frühjahr blühen. Wenn der Sommer vorbei ist und du anfängst, zu frieren, bin ich wahrscheinlich tot.»

«Jetzt reicht's aber. Es ist eine Frechheit, Anne, wie du über dein Leben sprichst. Erstens bist du noch nicht tot. Stirb erst mal. Dann sehen wir weiter. Du sagst, du hast eine Mortalitätsquote von 95 Prozent? Du hast dich verrechnet, meine Liebe. Sie liegt bei exakt einhundert Prozent. Das

bringt das Leben so mit sich. Wir sterben alle. Stell dir vor, du lebst aus Versehen noch weiter und stirbst erst in dem für dich vorgesehenen Durchschnittsalter von 83 Jahren. Willst du jetzt dreißig Jahre lang jammern, keine Vorratspackungen mehr kaufen und dich im Frühjahr ärgern, dass in deinem Garten schon wieder nichts blüht, weil du dachtest, du überlebst den Winter nicht?»

«Du hast keine Ahnung, was da noch auf mich zukommt. Ich leider schon. Ich habe sie doch im Krankenhaus gesehen, die Sterbenden, die Röchelnden, die vom Tod Gezeichneten. Ihre gelben, eingefallenen Gesichter. Drei Frauen mit derselben Diagnose wie ich haben den ersten Chemo-Zyklus nicht überlebt. Eine, die zwei Tage nach mir operiert wurde, ist noch in derselben Nacht im Bett neben mir gestorben. Es ist der Horror, Judith, es ist der reine Horror. Keiner sollte das erleben müssen, nicht mal, wenn er nur danebensitzt. Ich will das nicht.»

Sie holte Luft, schloss kurz die Augen und richtete dann den Blick auf mich. «Du musst wissen, dass du dir keine Sorgen zu machen brauchst, Judith. Wenn es so weit ist, werde ich rechtzeitig verschwinden. Ich würde nie von dir oder irgendjemandem erwarten, mich zu pflegen oder bis zum Schluss bei mir zu bleiben.»

«Ach ja? Nun, das sehe ich ehrlich gesagt anders, und ich habe auch ganz andere Erwartungen an dich. Ich werde dir mit Sicherheit irgendwann zur Last fallen, und ich gehe davon aus, dass du das erträgst und mit mir durchstehst.

Wenn wir wieder Freundinnen sein wollen, möchte ich von dir, dass du bis zum Ende bei mir bist. Egal, was noch kommt, und egal, ob es dein Ende ist oder meins. Ich will, dass du an meiner Seite bleibst. Und du kannst dir bei einer Sache ganz sicher sein: Wenn du verschwinden solltest, werde ich dich finden. So, und jetzt ruf ich die Schwester wieder rein, damit du mit der Chemo anfangen kannst. Würdest du mir freundlicherweise hochhelfen? Ich hab Rücken.»

Am nächsten Tag rief ich Heiko an. Worauf wollte ich noch warten?

Ich würde vermutlich eher tot sein als schlank genug, um mich hemmungslos in mein vermutlich letztes Liebesabenteuer zu stürzen.

«Try before you die», hatte Anne mich am Vorabend bestärkt, obwohl sie Heiko doch nicht leiden konnte, und wir hatten mit einem Glas Sekt angestoßen: auf das Ende ihrer Chemo und den Neubeginn unserer Freundschaft.

«Ich habe zu wenig Zeit, um noch mehr davon zu verschwenden», hatte Anne gesagt. Und ich hatte geantwortet: «Ich auch.»

AUFHÖREN. NEU ANFANGEN.
ES WIRD ZEIT.



320 Seiten, gebunden
Zahlreiche vierfarbige Illustrationen
€ 20,00 (D) / € 20,60 (A)

«In diesem Buch ist Ildikó von Kürthy etwas Neues gelungen: Sie ist den Fragen nachgegangen, die uns bewegen, wenn wir älter werden, bis dahin, wo es weh tut. Hartnäckig und trotzdem sehr feinfühlig, immer die eigenen Ängste im Visier. Das ist amüsant und unglaublich tröstlich, selbst im Angesicht des Todes.» *Bettina Tietjen*